

Gesellschaftlicher Zwang zur Arbeit

Die Schweiz weist eine niedrige Arbeitslosigkeit auf, weil die Schweizer eine besonders hohe Arbeitsmoral haben.

Auf den ersten Blick macht der Schweizer Arbeitsmarkt heute nicht den besten Eindruck. Die Arbeitslosenquote ist mit gut 3,5% nicht mehr so niedrig, dass man sie praktisch vernachlässigen kann, und angesichts der flauen Konjunktur ist eine weitere Verschlechterung zu erwarten.

Und dennoch: Bei näherem Hinsehen erscheint die Schweiz vielen Beobachtern als eigentliches Beschäftigungswunder. Als Argumente dienen nicht nur Vergleiche mit Arbeitslosenquoten in der Nähe von 10% in Deutschland oder Frankreich. Wenn Beobachter vom „Beschäftigungswunderland Schweiz“ sprechen, bringen sie dies meist mit der Flexibilität des Arbeitsmarktes in Zusammenhang. Die zurückhaltende Regulierung und die in vielen Branchen dezentralen Lohnverhandlungen erleichtern den Firmen tatsächlich die Einstellung neuer Arbeitskräfte, ohne Gefahr zu laufen, dass diesen Mitarbeitern später praktisch nicht mehr gekündigt werden kann.

Erklären die beiden Faktoren die ganze Erfolgsgeschichte des Schweizer Arbeitsmarktes? Unsere Antwort lautet Nein. Wir zeigen hier, dass es einen zusätzlichen, weniger beachteten Faktor für die gute Verfassung des Arbeitsmarktes gibt: die hohe Arbeitsmoral.

Mehr als 45 Prozent der Schweizer schätzen Arbeit als wichtigste Tätigkeit des Menschen ein; und nahezu 70 Prozent würden einer bezahlten Arbeit nachgehen, selbst wenn sie das Geld nicht nötig hätten. Dieses Bild ergibt sich aus einer Umfrage der Universität Bern. Vergegenwärtigt man sich, welche grosse Bedeutung der Arbeit offenbar zugemessen wird, lässt sich leicht verstehen, dass das Befinden vieler Leute stark durch ihre Arbeitssituation geprägt ist.

Die Einschätzung der Arbeit hat einen Einfluss auf das Verhalten der Menschen beispielsweise am Arbeitsplatz oder auf ihre Haltung gegenüber Arbeitslosen. Grundlegend ist dabei die gesellschaftliche Vorstellung oder Norm, wonach man einer bezahlten Arbeit nachzugehen hat und nicht auf Kosten der Allgemeinheit leben soll. Diese gesellschaftliche Arbeitsnorm hat einen direkten Einfluss darauf, wie weit der Bezug von Leistungen der Arbeitslosenversicherung in der Gesellschaft als salonfähig gilt.

In Gemeinschaften mit einer schwachen Arbeitsnorm werden sich die Arbeitslosen beim Beziehen von Taggeldern aus der Versicherungskasse wahrscheinlich kaum ein Gewissen machen; sie verstehen die Bezüge eher so, dass sie Anrecht darauf haben. In Gegenden oder Gruppen mit einer starken Arbeitsnorm werden Bezüger von Arbeitslosengeld dagegen wohl rasch einen starken gesellschaftlichen Druck spüren und sich auf die Stellensuche machen.

Dies ist noch keine genaue Antwort auf die Frage, welche Bedeutung bezahlte Arbeit für die Identität und Selbstachtung von Schweizerinnen und Schweizern tatsächlich hat. Leiden stellensuchende Menschen stärker unter ihrem Los und nehmen sie rascher eine neue Arbeitsstelle an, wenn sie in einer Umgebung mit einer starken Arbeitsnorm leben? Die Herausforderung in dieser Frage besteht darin, die Stärke der gesellschaftlichen Arbeitsnorm irgendwie zu messen. Denn wenn man die in einer Gemeinde vorherrschenden Einschätzungen zur Arbeit nicht messen kann, lassen sich die erwähnten Zusammenhänge nicht untersuchen. Wir haben zur Messung der Stärke der gesellschaftlichen Arbeitsnorm einen Massstab herangezogen, der bisher noch nicht Anwendung gefunden hat: die Abstimmungsergebnisse der einzelnen Gemeinden bei der Volksabstimmung über die Kürzung der Arbeitslosentaggelder vom September 1997.

Als Reaktion auf die Defizite in der Arbeitslosenkasse hatte die Schweizer Regierung Anfang 1997 die Taggeldsätze gekürzt. Daraufhin wurde ein Referendum gegen diese Massnahme ergriffen. In der Debatte über die Abstimmungsvorlage wurden anfangs vor allem Finanzfragen diskutiert. Ein radikaler Umschwung trat dann ein, als der damalige stellvertretende Biga-Direktor erklärte, von den fast 200 000 Arbeitslosen in der Schweiz seien ein Drittel Alkoholiker oder Drogensüchtige und ein Drittel Drückeberger. Diese Aussage löste eine hitzige öffentliche Debatte über die Bedeutung der Arbeit und den Bezug von Arbeitslosenunterstützung aus.

Wie wichtig die Frage nach der Arbeitsmoral war, zeigte sich später auch in der Analyse der Vox-Umfrage, in der die Meinungen der Urnengänger erfragt worden waren. Bei den angegebenen Gründen zugunsten einer Reduktion der Taggelder stand das Argument im Vordergrund: „Die Arbeitslosen kosten zu viel, sie sind Profiteure, sie müssen dazu gebracht werden, wieder Arbeit zu finden.“ 25 Prozent der Befragten vertraten diese Meinung. 21 Prozent erachteten den Beschluss als nötig und fanden, die Taggeldkürzungen seien „eine gute Sache“. Ähnliche Befunde gab es schon früher. 1995 hatte das Bundesamt für Statistik in einer Umfrage nach der Zustimmung zu folgender Aussage gefragt: „Wer nicht in der Lage ist, seinen Lebensunterhalt selber zu verdienen, ist unnütz.“

Es zeigte sich folgender Zusammenhang: Je höher in einer Gemeinde die Zustimmung war, desto mehr Bürger stimmten 1997 für eine Senkung der Taggelder. Die Volksabstimmung über die Kürzung der Arbeitslosentaggelder liefert somit einen Indikator für die Stärke der sozialen Arbeitsnorm in den Gemeinden. Es stellt sich nun die Frage nach den Auswirkungen auf Arbeitslose und die Arbeitslosigkeit.

Wer arbeitslos wird, kann mit der Arbeitsstelle auch einen Teil der persönlichen Identität und Selbstachtung verlieren. Wie sich dies auf das subjektive Wohlbefinden oder das Glück der Arbeitslosen auswirkt, lässt sich mit Umfragedaten zur individuellen Lebenszufriedenheit untersuchen. Dabei werden die Leute gefragt, wie zufrieden sie gegenwärtig – alles in allem – mit ihrem Leben seien.

Die Antworten werden auf einer Skala von 1 (ganz und gar unzufrieden) bis 10 (ganz und gar zufrieden) erfasst. Untersuchungen für eine Vielzahl von Ländern haben ergeben, dass Arbeitslose weit weniger glücklich sind als Beschäftigte,

selbst wenn man von der Einkommenseinbusse absieht. Dies gilt in besonders starkem Mass für die Schweiz.

Während Beschäftigte bei der Frage nach der Zufriedenheit im Durchschnitt einen Wert von 8,2 angeben, ergibt sich für Arbeitslose ein durchschnittlicher Wert von 6,6. Dabei sticht ins Auge, dass die Zufriedenheits-Werte der Arbeitslosen genau in jenen Gemeinden tiefer sind, in welchen viele Bürger 1997 für eine Senkung der Taggelder gestimmt haben. Dies steht in Einklang mit der These, dass Stellensuchende in Gemeinden mit einer hohen Arbeitsmoral besonders stark darunter leiden, eine gesellschaftliche Norm zu verletzen; entsprechend sind sie einem stärkeren sozialen Druck ausgesetzt.

Mit dem aus der Abstimmung gewonnenen Indikator lässt sich zusätzlich der Zusammenhang zwischen Arbeitsmoral und Dauer der Arbeitslosigkeit genauer untersuchen. Nehmen Arbeitslose, die in Gemeinden mit einer stärkeren sozialen Arbeitsnorm leben, rascher wieder eine feste Stelle an? Unsere Resultate zeigen, dass Stellensuchende in Gemeinden mit einer starken sozialen Arbeitsnorm tatsächlich rund 10 Tage früher eine Arbeitsstelle annehmen als die Kollegen in anderen Gegenden. Weiter zeigt sich, dass die soziale Arbeitsnorm in kleineren Städten und Dörfern stärker wirkt als in grossen Agglomerationen. Und Stellensuchende, deren Muttersprache die Umgangssprache der Gemeinde ist, leiden offenbar stärker unter der Norm als andere. Vieles deutet darauf hin, dass starke gesellschaftlich verankerte Auffassungen über Arbeit zur vergleichsweise niedrigen Arbeitslosigkeit beitragen.

Wer hat am meisten Mühe, arbeitslos zu sein?

Arbeit geniesst in der Schweiz immer noch einen hohen Stellenwert. „Die Schweizer arbeiten viel und gerne, definieren sich über ihre Beschäftigung und haben dementsprechend Mühe damit, arbeitslos zu sein“, heisst es aus verschiedenen Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV). Auf dem Fuss folgt die Relativierung, dass sich keine Kluft zwischen Schweizern und Ausländern auftue. „Die Einstellung der Arbeitslosen schwankt in allen Bevölkerungsgruppen zwischen «mal abwarten» bis zu «in höchstem Mass besorgt»“, sagt Martin Karrer, Leiter des RAV Zürich Ausstellungsstrasse. Offenbar lassen sich die Ausländer vom sprichwörtlichen Arbeitseifer der Schweizer anstecken.

Ein Muster lässt sich aber erkennen: Die Jungen nehmen ihre Arbeitslosigkeit lockerer hin als die Älteren. „Vor allem qualifizierte Leute über 50, die ihr Leben lang beim gleichen Arbeitgeber waren, schämen sich, wenn sie keine Arbeit haben“, erklärt René Wehrli, Leiter des RAV Baden. Er hat dies vor allem bei Entlassungen aus dem ABB- und neu auch aus dem Alstom-Konzern festgestellt.

Die jüngere Generation dagegen hat sich vom Konzept der Lebensstelle verabschiedet. Oft hat man schon mehrere Stellenwechsel hinter sich und vertraut eher darauf, wieder eine Stelle – vielleicht bei einer anderen Firma – zu finden.

Diese Erkenntnis mag nicht überraschen, da ältere Arbeitnehmer in der Regel grössere Verpflichtungen wie zum Beispiel Familie oder Hypothek haben. Dennoch

stellen die Arbeitsvermittler fest, dass der Verlust der Beschäftigung an sich oft ein grösseres Problem darstellt als die Einkommenseinbusse.

Die Frage, ob Arbeitslose unzufriedener seien als Arbeitstätige, möchte niemand pauschal bejahen. Es gebe schliesslich genug Berufstätige, die unzufrieden seien. Doch auch in Bezug auf die Zufriedenheit zeichnet sich ein Muster ab. Die ersten zwei, drei Monate ohne Arbeitsbelastung empfänden alle – ob jung oder alt – als Wohltat, danach nähmen schnell die Langeweile und sogar die Hoffnungslosigkeit überhand.

Immerhin – heute muss man sich nicht mehr aufs RAV schleichen, darf man auch offen über Arbeitslosigkeit sprechen. Die Aussage „Wer nicht arbeitet, ist faul“ ist in der Bevölkerung nicht mehr vorbehaltlos akzeptiert. „Die Wirtschaftskrise Anfang der neunziger Jahre hat diesen Sinneswandel ausgelöst“, erklärt Ruth Schuler, RAV-Koordinatorin in Basel- Stadt. Heute würden Arbeitslose nicht mehr stigmatisiert. Auch in ländlichen Gegenden sei die Hemmschwelle, aufs Arbeitsamt zu gehen, deutlich gesunken, stellt Werner Gerisch, Leiter des RAV Wattwil (SG), fest.

Lalive d'Epinay, Rafael; Stutzer, Alois in: NZZ am Sonntag, Wirtschaft, 19.01.2003, Nr. 3, S. 40. Die Autoren arbeiten am Institut für Empirische Wirtschaftsforschung der Universität Zürich.